

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 11. — Sonntag, den 11. März 1928.

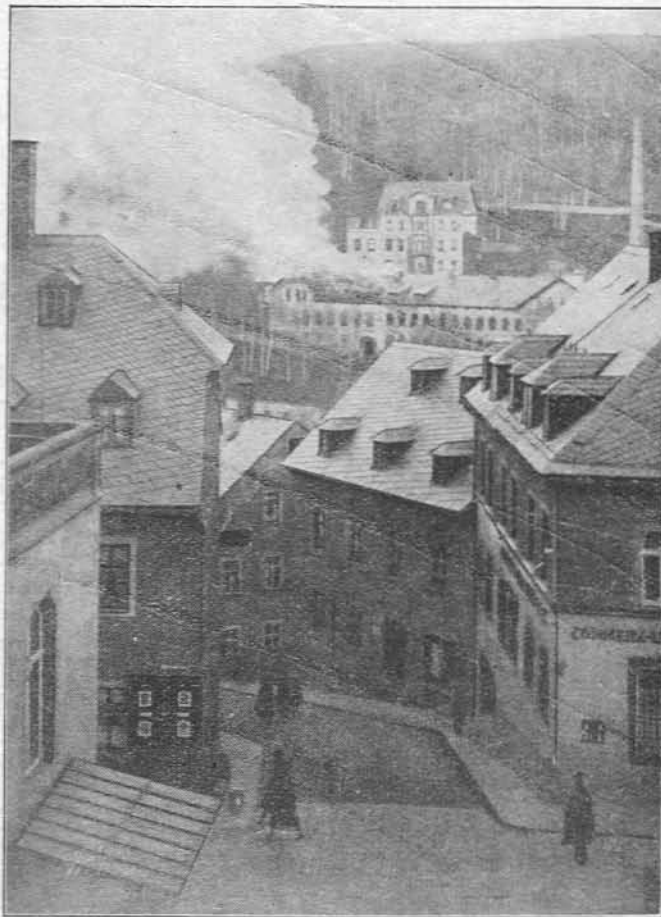


Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

„Gefährlich ist des Feuers Macht . . .“

Wieder ein Großfeuer in Buchholz

In der Königstraße zu Buchholz steht das imposante Industriegebäude der weltbekannten Prägeanstalt Heinrich O. Brauer jr. Seit Jahrzehnten ist das Unternehmen hier beheimatet und wurde nicht nur für seine Stadt ein wirtschaftlicher Segen. Immer weiter dehnten sich Betrieb und Absatzgebiete der Prägerei aus und 1912 erst mußte ein Anbau geschaffen werden, in dem Lager und Versandraum untergebracht wurden. Der Bevölkerung war er charakteristisch durch seinen Turm. Doch vergeblich wird man jetzt nach ihm Ausschau halten. Am Abend des 5. März ist er samt dem ganzen Anbau ein Opfer der Flammen geworden. Eingehend haben wir darüber berichtet, wie das verheerende Element hier vernichtend wirkte, wie gegen 1/6 Uhr das Feuer zum Ausbruch kam, von den Wehren (voran mit Bravour die Freiwillige Buchholzer Feuerwehr und die Annaberger Motorspritze) mit vorbildlichem Draufgehen bekämpft wurde und wie der Brand in Lattaschen, Laternen usw. nur allzureichliche Nahrung fand.



Das Großfeuer in der Prägerei H. O. Brauer jr., Buchholz.

Photo von Weißgärber, Buchholz,  unpaszierbar.

Raum vermochten die wackeren Wehrmänner stand zu halten bei der furchtbaren Glut, die das Feuer entwickelte. Aber immer wieder gingen sie tapfer zum Angriff vor, bis man gegen 8 Uhr der Flammen Herr war. Leider wurden durch dieselben auch wichtige und eilige amerikanische Aufträge, die versandbereit lagen, vernichtet. Heute nun zeigen Trümmer und Reste von Umfassungsmauern nur noch die Stelle, wo einst der moderne Anbau stand, in dem gebirgischer Geist und Fleiß rastlos tätig waren. Nebenstehendes Bild zeigt das Feuer kurz nach seinem Ausbruch. Es wird all den Hunderten, die dem namentlich in den Abend- und Nachtstunden schaurig-schönen Anblick des Großfeuers zugehauert haben, den Brand mit all seinen Einzelheiten aufs neue in's Gedächtnis zurückrufen. Derselbe war namentlich von allen Seiten aus deutlich sichtbar. Auch am Sonntag war die Brandstätte das Ziel vieler Spaziergänger. Die Königstraße selbst war auf dem betreffenden Stück mehrere Tage wegen Aufräumarbeiten

Vom Leben und Wirken M. Christian Melzers

Von Studienrat A. Schuster, Annaberg.

Vor ungefähr zweihundert Jahren lebte in Buchholz ein greiser Pfarrer, der mit jugendlichem Eifer gleich einem unermüdeten Bergmann in die Schächte der Vergangenheit unseres Gebirges hinabstieg und das geförderte edle Erz vor den staunenden Augen der Mit- und Nachwelt ausbreitete. Es ist der Buchholzer Pfarrer und berühmte Chronist des Erzgebirges

M. Christian Melzer.

Seine Schneeberger Chronik, die 1684 in erster und 1716 in erneuerter und bedeutend erweiterter Ausgabe erschien, ist heute noch die unentbehrliche und unschätzbare Fundgrube für die Geschichte unserer Heimat. Weniger bekannt ist seine historische Beschreibung des St. Catharinenberges in Buchholz

(Historia montis D. Catharinae sub tegmine fagi). Dieses Werk ist nur handschriftlich im Original im Buchholzer Rathaus und in Abschrift in der Lehrerbibliothek des Staatsrealgymnasiums vorhanden. Die Einsichtnahme in das Originalmanuskript Melzers wurde dem Verfasser von der Stadtverwaltung in Buchholz in freundlichster Weise gestattet, wofür auch an dieser Stelle insbesondere Herrn Verwaltungsoberinspektor Melzer der beste Dank ausgesprochen werden soll.

Als letztes und reifstes Werk des gelehrten Mannes verdient diese Chronik die größte Beachtung, denn sie enthält aus der Geschichte unserer engeren Heimat eine ungeheure Menge von geschichtlichem Stoff, die zudem noch nach dem gereiften Urteile eines welterfahrenen Mannes zusammen-

getragen ist. Denn der Geschichtsschreiber dieser Zeit will nicht rein objektiv sein; er läßt überall seine persönlichen Anschauungen zu Worte kommen. Somit ist das Werk dieses Buchholzer Chronisten menschlich und sachlich für uns sehr lehrreich, und es lohnt sich, das Leben und Wirken des gelehrten Mannes näher kennen zu lernen, so wie es sich aus seinen Werken erschließen läßt.

Christian Melzer (Melzer nach der Schneeberger Chronik) ist am 25. Nov. 1655 in Wolkstein¹⁾ geboren, wo sein Vater, Georg M., Schneider und Bürger war. Nach dem Tode des Vaters²⁾ um 1701 zog die Mutter Melzers, Martha geb. Rehm, zu ihrem Sohne nach Buchholz, wo sie am 28. 8. 1711 starb und ihre Ruhestätte fand. Sie hatte 50 Jahre lang im Ehestand gelebt, war über 80 Jahre alt geworden und hatte noch kein graues Haar, aber die letzten 20 Jahre hatte sie das Augenlicht verloren.

Christian Melzer besuchte bis 1670 die Schule in Wolkstein, wo ihn besonders ein Lehrer förderte: Christophorus Seifart, poeta laureatus Caesaris („vom Kaiser mit dem Lorbeerfranz geschmückter Dichter“, ein Titel), Kantor und später Schullektor in Wolkstein. Er starb 1686 apoplexia (Schlag³⁾), als er von unten hinaufgesehen und große Freude gehabt, daß das neue Orgelwerk aufgestellt worden. „Ich gedenke dieses Mannes“, schreibt Melzer weiter, ob er gleich in die Wolksteinische Historie gehöre, doch allhier zu schuldloser Ehre, da sein Fleiß und seine ungemeine Dexterität (Geschicklichkeit) meinen Studiis in der Jugend gar sonderlich zustoßen gekommen. Er war eine Creatur des gelehrten Rectoris Bohemi (Böhme) an der Stadtschule zu Dresden, dahin er gekommen, als er aus seinem Vaterlande Frauenstein, von dem Schusterschemel sich auf die Wanderschaft begeben hatte; und als er daselbst den Chor der Stadtschüler singen gehört, ben gedachten Rector sich anzumelden sich erkühneth, auch sofort wegen seiner raren und gewissen Alt-Stimme sich selbst zur Schule recommendirt hatte. Ich habe noch lateinische Briefe, die er poetisch stylo Ovidiano (nach ovidischer Art) an mich geschrieben.“

1670 ging Melzer nach Freiberg, wo er die höhere Schule besuchte. Auch hier findet er einen Lehrer, dessen er nach 46 Jahren in Dankbarkeit gedenkt. Er berichtet zum Jahre 1716⁴⁾:

„Den 18. Nov. starb in der Hauptbergsstadt Freiberg mein ehemals gewesener theurer Camaliel und Rector des Gymnasii daselbst, M. Andreas Beyer, leßlich Amtsprediger zu S. Nicolai und des Ministerii Senior (Vorstehender der Geistlichen) aet. 80 an. (80 Jahre alt), welcher zu Waldkirch in gebirgischer Nachbarschaft und Gegend des Blaufarbwerkes Zschopenthal anno 1636 geboren, und für vielen wie ein Wunder zu achten gewesen, dieweil er aus einem Rühmjungen auf dem Dorfe ein solcher gelehrter alter Mann und berühmter Philosophus, Philologus und Theologus geworden ist. . . . Zu welchem Ruhme dieser Mann nicht gelangt sein würde, wo ihm nicht sein Unglück dazu und zum Besten gedienet. Denn als in dem damaligen Feinds Wesen die Mutter ihn im Tragkorb als ein Kind mitgenommen, da es an ein ausreiken gegangen, sie aber mit ihm gefallen, daß er durch solchen Fall ohne geschafften Rath und Hülfe einen gefährlichen Fuh bekommen und sofort zur Aders- und Bauersarbeit nicht geschickt und capabel (fähig) gewesen, hat er sodann die Schul gar langsam durch einen sonderlichen Trieb erwählt.“

Melzer widmet ihm noch ein Chronistikon:

QV] pCVs egl] Jnops BeyerVs VZsVs VblqVe est
Prod]g]VM LJngVJs art]bVs alqVe bonVs,

das er übersetzt:

Mein Beyer hat gehütet erst die Rüh'
Eh' er studirt mit viel und großer Müh'
Und da er Kunst und Sprachen wollen wissen,
Hat er sofort ein Wunder heißen müssen.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Sagenborn des Erzgebirges

Die weißen Frauen des Raubschlosses bei Brandau.

(M. Blüml in der Erzgebirgszeitung, 5. Jahrg. S. 173.)

Wenn man von Brandau, das mit dem zugehörigen Orte böhm. Grünthal den am weitesten vorgeschobenen Zipfel des Brüxer Bezirks ausfüllt, nach Kallisch wandert, so muß man durch das wegen seiner Naturschönheiten berühmte und deshalb von Touristen sehr besuchte Tetschenthal, in dem der Grenzbach Natschung zahlreiche Brettmühlen und auch das jetzt allmählich verfallende Eisenwerk Gabrielenhütte treibt. Am Eingange in dieses Tal befindet sich zur rechten Hand, unmittelbar über dem zu Brandau gehörigen Wirtshause zu „Benešau“, vielleicht 8 Minuten vom eigentlichen Dorfe entfernt, in dem der Gemeinde Brandau gehörigen Walde ein Felsen, der schon steil gegen die Straße, noch mehr aber gegen das Natschungthal abfällt. Hier auf diesem Felsen will man noch Mauerüberreste sehen und man nennt den Platz das Raubschloß. Die Sage erzählt davon folgendes:

Auf dem Raubschlosse stand früher eine Burg, die einem mächtigen Ritter gehörte, der gar oft viele Wochen von ihr sich entfernte, aber immer reich mit fremden Schätzen beladen zu ihr zurückkehrte. Als er einst wieder auf Raub auszog, überfielen seine Feinde die Burg, nahmen die Besatzung gefangen und legten sich in den Hinterhalt, um auch den nur von wenigen Reifigen umgebenen Ritter zu fangen. Als dieser zurückkehrte, erkannte er sogleich die ihm drohende Gefahr und sprengte, um der Gefangenschaft zu entgehen, mit seinem Pferde den steilen Berg hinab ins Tal, wo er zerschmettert anlangte. Die Burg wurde dem Erdboden gleich gemacht.

Seit jener Zeit treibt dort ein graues Männchen sein Wesen, das einst einem Försterburschen eine Tür zeigte, durch die er in ein großes Zimmer im Berge trat. Das Männchen erlaubte ihm auch, von dem vielen hier aufgespeicherten Gelde täglich eine bestimmte Summe zu holen. Als der Bursche aber noch einen seiner Kameraden mitbrachte, damit auch dieser die Schatzkammer kennen lerne, blieb er in der Höhle eingeschlossen.

Wenn am Pfingstmontage nach dem Gottesdienste die Lichter in der Kirche ausgelöscht werden, öffnet sich die Tür, und eine weiße Frau kommt heraus, die aber schon wieder nach einer halben Stunde hinter derselben verschwindet. Benutzt man diese halbe Stunde, so kann man die verborgenen Schätze aus der Höhle holen.

Ein Knabe aus dem sächsischen Grenzdorfe Rothenthal spielte eben auf der Violine, als die weiße Frau aus dem Felsen trat und ihn aufforderte, ihr etwas vorzuspielen. Furchtlos überschritt er den Grenzbach und spielte der Frau die schönsten Melodien vor, in der Meinung, von ihr reich belohnt zu werden. Als die halbe Stunde verflossen war, nahm ihn aber die Frau nicht, wie er vermutet hatte, mit in den Berg, sondern füllte nur seinen Geigenkasten mit Laub.

Mergerlich warf er dasselbe heraus und lief heim. Dort sah er noch einmal in den Kasten und fand drei Taler darin. Eilends lehrte er zurück, fand aber weder die Frau, noch das weggeworfene Laub.

Ein andermal saß ein Mann am Ufer der Natschung und fischte. Da öffnete sich wieder die Tür im Raubschloß, und drei weiße Frauen traten heraus, gingen zum Bache und wuschen ihre Hände. Als sie den Mann sahen, riefen sie ihm zu, er möge drei Säckel holen, was sich dieser nicht dreimal sagen ließ. Obwohl die Frauen die Säckel nur mit Laub füllten, trug sie der Mann doch eine weite Strecke. Als sie ihm aber zu schwer wurden, schüttete er das Laub aus. Doch blieben in jedem Säckel einige Blätter, die er später als reines Gold erkannte. So oft er auch später die Stelle wieder aufsuchte, wo ihm das Glück so gesäht hatte, die Frauen sah er nie wieder.

¹⁾ Köhler, Gesch. v. Catharinenberg, S. 24; ²⁾ I, p. 277. 298.

³⁾ II, 1686; ⁴⁾ II, 1716.

Am Palmsonntage ging eine Frau mit ihrem kleinen Kinde in derselben Gegend spazieren und kam zu einer Tür, die sie noch nie gesehen hatte. Neugierig versuchte sie die Tür zu öffnen, was ihr auch gelang. Sie trat in ein einfaches Zimmer, in dessen Mitte ein Tisch mit Geld stand. Während sie das Kind auf den Tisch setzte, raffte sie schnell das Geld zusammen und trug es hinaus. Hier sah sie aber nur Laub in ihrer Schürze und fand, als sie ihr Kind wieder holen wollte, die Tür verschlossen. Ein Priester, den sie in ihrer Verzweiflung um Rat fragte, schalt sie ihrer Habsucht wegen und sagte ihr, daß sie in einem Jahre genau um dieselbe Stunde wieder bei der Tür warten müsse, bis sich diese öffne. Sie tat dies und fand auch wirklich ihr Kind, mit roten Äpfeln spielend, die sich im Freien in Goldklumpen verwandelten.

Die gespenstische Frau auf dem weißen Fels im Hartensteiner Ralke.

(Nach Mitteilung des Lehrers G. Günther aus Löbnitz.)

Auf dem zwischen Schloß Stein und Nieder-Schlerna auf der Höhe des rechten Muldenufers emporragenden weißen Fels und in dessen Umgebung hat sich vor Zeiten eine Frauengestalt sehen lassen. Anfangs erschien dieselbe als weiß gekleidete Jungfrau, später aber als altes Mütterchen. In dieser Gestalt ist sie noch vor einigen Jahren von Holzletern gesehen worden.

Der schwarze Mann des Jüdensteins.

(Nach Mitteilung des Seminarist Förster aus Bärenwalde.)

Zwischen Bärenwalde und Giegegrün erhebt sich ein Granitfels, der Jüden- oder Giegestein genannt. Es sollen einst in der Umgebung desselben Soldaten einen Lagerplatz gehabt und die umwohnenden Bewohner hart ausgeplündert haben. Dabei hat einer von den Soldaten einem armen Manne, welcher nichts geben konnte, das Hüttlein angezündet. Da verwünschte ihn der Arme und zur Strafe muß nun die Seele des Soldaten in der Gestalt eines schwarzen Mannes an dem Jüdensteine, wo auch reiche Schätze vergraben sein sollen, ruhelos umherwandeln. Viele Leute wollen diesen schwarzen Mann schon gesehen haben.

Ein Mann aus Bärenwalde sagte einmal, er fürchte sich nicht, denn es gebe keinen schwarzen Mann; er sei schon oft des Nachts an dem Steine vorbeigegangen, ohne etwas gesehen zu haben. Da geschah es, daß er einst wieder an dem Jüdensteine vorbeifuhr. Plötzlich setzte sich ein schwarzer Mann zu ihm auf den Wagen, der immer schwerer und schwerer wurde; zuletzt konnten die Pferde den Wagen nicht mehr ziehen. Der Bärenwalder glaubte, der Mann wolle ihn nur erschrecken, deshalb drehte er sich um und gab ihm eine Ohrfeige. Aber ebenso schnell bekam er eine solche von unsichtbarer Hand wieder. Er mußte den Wagen stehen lassen, ging nach Hause und starb nach 9 Tagen.

Der Einsiedler im Tale der roten Weißeritz.

(B. C. (Cotta), Tharand und seine Umgebungen. 1835. S. 91 Gräfe, Sagenschatz u. Nr. 246.)

Ganz in der Nähe des Städtchens Tharand befindet sich das Tal der roten Weißeritz. Hier gestatten schroffe Felsriffe und wild aufbrausende Fluten im Frühjahr kaum einen schmalen Pfad am linken Gehänge hin. Eine felsige Landzunge, der sogenannte Einsiedler, wo einmal ein Einsiedler seine Klausel gehabt haben soll, ist in der Umgegend als ein Ort, wo er spukt, berüchtigt. Man erzählt sich von grauen Männern, die da herumgehen, und von Geistern, die einen dort verborgen liegenden Schatz bewachen sollen, den nur eine ganz reine Jungfrau heben kann. Ein Mann aus dem nahegelegenen Sommsdorf sah vor Jahren, wie ein kleiner, höhnisch lachender Zwerg eine alte Frau vom Berge herabzerrte, die

dann zertrakt und halb besinnungslos in ihrer Heimat ankam. — In demselben Tale, bei der langen Brücke am Felsen hin, befindet sich auch der Nixenhügel, der sehr tief und von zwei Wassernitzen bewohnt ist.

Ein Jüngling zu Weißbach findet im Grabe keine Ruhe.

(Mündlich.)

Als in Weißbach bei Schneeberg ein Jüngling gestorben war, zog man ihm seine schwarzen Kleider an; in der Westentasche aber befand sich noch ein Pfennig. Da kam der Verstorbene zweimal des Nachts um 12 Uhr wieder nach Hause. In der zweiten Nacht soll der Pfarrer anwesend gewesen sein, der hat ihn gefragt, was er wolle. Darauf sagte die Erscheinung, sie fände im Grabe nicht eher Ruhe, bis man den mitgenommenen Pfennig wieder geholt hätte.

's neugierige Gungel

„Wenn de Kinner klaa sei, do sei se am schönsten“, haacht ichu ne alte Red, un die is aah su uracht net. Der Dehnert-Friedel kunnt a Viedel dervu singe, wos 's haacht, wenn de Kinner gruß waar'n un ne der Mutwill in Kopp staakt.

Sei Gung, daar ichu 's sechte Gahr in de Schul nei off Grüstaadtel gung, machet ne mannige Koppwütting. Su a Gung, wie de Gunge in dan Alter allezamm sei, machet nu sei Luderei, wu er nār kunnt. Bei geder Hart, die ausgestraßen wur, war er immer der erschte mit derbei, un alle Tog gob's neies Lamento un die derzu gehāring Jaunzen, die der Gung — Karl hieß er — ball net meh entbehr'n kunnt, geholfen hamn se oder aah net.

Off der annern Seit kunnt der Friedel aah net asu sei, denn der Gung war gutwillig un ahstellig un in der Schul war er immer aaner von de g'scheitsten un soß, wenn er net gerod waang ener Luderei hintenna geseht wor'n war, immer off der erschten Bank. Der aanzige Jaahler war aam, doß ne der Mutwill noch ze sehr in de Huseu stoß. En Hauptspoß gob's ne, wenn er de Leit aweng mit Froong torbiern kunnt, un wie olber tot er sich freie, wenn de Leit off seine Froong nisch soong kunnten, noochert wur'n se aah noch ausgelacht. Nah wenn er mit jenn Vater fortgung, häret de Frogerie un Torbiererei eitel net auf, über geden Drack muß er genau unnerriht't sei, annersch gung's gar net.

An en schinn Sommerohnd machet der Friedel mit'n Gung übern Barg nüber off de Wies' zun Heiwenden. Ene wahre Pracht war'sch heit ahzesaah, wie de Sonn' in ener grußen ruten Scheib' hinnern Wald unnergung, während off der annern Seit der Manden, daar ihe noch kaasweiß aussooch, langsam in de Höh machet.

„Vater,“ gung geleich de Frogerie lus, „wu gieht dā ihe de Sonn' hie?“ — „Unner gieht se, dummer Gung?“ — Der Friedel war meitog kaa Freind vun grußen Unnerhaltung, er hielt am liebsten sei Betrachtung für sich o, un kam doherbei vielleicht am besten wag. Doch heit sollt er kaa Ruh' frieng. „Vater!“ gung's nooch ner. Weil wieder lus, „wu kimmt dā ihe der Manden haar?“ — „Kauf kimmt er, olberner Gung!“ rasselt ne der Alte ah, un ene klaane Weil war'sch ruhig, ball häret mer'sch oder wieder: „Vater! Wartüm sieht mer dā ihe de Stern noch net?“ — Der Friedel wußt net geleich, wos er off die geseichte Froge antworten sollt. „Dos ka dir egal sei!“ fuhr er ne zelegt ah, nār um wos ze soong. A paar Minuten lang wur kaa Wörtel gered't, oder der Saugung kunnt, wie's schien, de Gusch doch net halten, un maanet ganz sachte: „Vater!“ — Wetter kam er ihe oder net, denn der Friedel, dan die Sach' doch ze bunt wur, drehet sich gaahlings um, sooch ne Gung mit de Rang ah, als wenn er ne frassen wollt, un rasselt ne ah: „Du werscht geleich a paar rachte grußen Jaunzen frieng, wenn de net ball aufhärst mit denn egal saudumme: Vater!“

Dos hat er nun amende grad aah net soong woll'n!

Nooch'n Feterohnd



De teiern Urdepp'in

Nach einer wahren Begebenheit von Laura Herberger, Buchholz.
(Nachdruck verboten.)

De Harbsterien war'n in Sicht; freilich war ihe dr Ferienzeit e groß'r Dämpf'r aufgesetzt, dann mr labetn ja in dr Inflationszeit, wu jed's sei klans Quantum Lahmsmitt'l zugefakt kriegt un de Mütt'r ihr'n Feriengäst'n kunn Empfangs-kuch'n bad'n kunn'n.

Trohdam war'n dr Nedde Paul un sei Freind Dänhardt, dar ah mit sänn Rufname „Paul“ hieß, in best'r Laune; die zwäe bracht'n ihrhaupt dos Kunststück fartig, niemols v'rchtimmt ze sei. Die kunn'n geleich e große Gesellschaft ganz elah fröhlich unnrhalt'n.

Dr Nedde Paul war e bamslang'r Mensch un vull von Wiß. Dann brauchetn de Leit nār ah zelah, muß'n se lach'n un wānn'r mit'n arnsteit'n Gesicht von dr Walt seine wißing Bemarking' machet, do kunn'n se ne Lach'n arst راحت nett widerschieße.

Sei Freind, dr Dänhardt, war e klane Figur, f'rderet obr ah viel uhschuldung Wiß ze Tog, judah seine Bekannten in seiner Gesellschaft aus'n Lach'n nett rauskame.

Nooch ihrer Konfirmation kame se off auswärtige Schul'n Acht Tog vurn Harbsterien saht dr Dänhardt zun Nedde: „Paul, iech mächt Dir änn Vorschlog mach'n“. „De wellst wuhl, daß iech mir mit männ fuffze Gahrn änn Bollbart schtieh sell loß'n?“ freget dar.

„Wie kimmste nār off änn sett'n pub'lnarrsch'n Ei'fall?“ mahnet dodrauf dr Dänhardt. „Nu weil Du von dar Sorte ah immer viel off Log'r hast,“ gob'n dr Nedde zr Antwort.

Dr Dänhardt fuhr fort: „Dosemohl is kah Wiß; Du wāht doch, wie „leergebrannt“ unn're Galdtäschle sei un mei Bat'r schreibbt in jed'n Brief; iech sellt ja schpar'sam sei in dar schwärn Inflationszeit un do ho iech gedacht, mr ließ'n uns dosemohl kah Rasgald schid'n un jöng emohl off dr Hamme-raß' de „Bett'rnstrog“. Mei Grußwater hoht in dr Lausitz noch viel W'rwandte, die mr schüh immer emohl besuch'n sollt'n; do kunn'n mr ihrn Wunsch drfill'n un änn Ohstach'r off änn halm Tog dohie unn'rnamme. Wos mähnte dāh dozu?“

Dr Nedde Paul war s'fort eiv'rchtand'n un nu überlegetn se, wu se ibernacht'n wullt'n. Vielleicht passet 's bei dann Lausitz'r W'rwandt'n, un wānn's nett annr'sch war, schließ'n se zr Ohwachsling ah mohl off'n Heu. —

Für de zwäte Nacht hatt'n se sich bei änn Schulfreind in Pfarrhaus in L. ahgemald, weil dar sche schüh esu oft eigelod'n hat.

Un arst'n Ferientog früh zeitig schtiefletn se lus, jeder mit sein'r Frühstüch'sbemm in dr Tasch. Noochmittig im halbdreie trof'n se gelicklich bei dann Lausitz'r W'rwandt'n ei. Ihr Mong knurret wie e bissig'r Hund.

Als dr Dänhardt sich un sänn Freind virgeschellt hat, saht dr alte 80jäh'rige Onf'l Moritz, wiewuhl 'r ne Reiß'n wang ganz in Decken eigepack't in sänn Lahnschuhl soß, mit ganz freudig'n Gesicht: „Inu juwos, seid harzlich willkommen mit-enann'r! un zu sein'r Fraa ruffet 'r zun Janstr naus, die gerode de Willichtöpp zun küst'n naus an Zaum gehängt hat: „Anna komm geleich emohl rei! Mr hohm Besuch kriegt; männ Bruder Arnst sei Enkele u sei Freind.“

De Tante war ah sehr freundlich un saht, wie se sich begriß hatt'n: „Ihr ward gewieß vun dann groß'n Marsch

Hunger kriegt hohm, do schtarft Euch nār arst emohl ordentlich; un nu schtellet se Brot un Butter off'n Tiesch un für jed'n e Glasch Bier. Dr alte Onf'l saht: „Schent ne nār ah änn klann Konia ei, daß e biss'l Feier nei kimm't!“ Un nocht weißt ne unnern Wilhelm sänn Bauernhuf, dar nāhm sichs übel, wānn se nett emohl hinfāme.

Se hatt'n sichs zwar tichtig gut schmed'n loßn, ober se freiet'n sich schüh wieder off de nächste Bewirung, wos 's wuhl do gahm wir?

Diesalbe freindliche Aufnahme un dieselbe Aufforderung, se soll'n sich arst amohl schtarf'n, eh se wetter ihre W'rwandt'n besuchetn un wos schtellet de Haushält'rn off'n Tiesch: Butter un Brot, un für jed'n änn klann — Konia. Se langetn zu, muß'n ober 's Lach'n v'rbeiß'n. Wānn dos esu fortgieng, kriegt'n se heit noch ne schännst'n Rausch. —

„Gitt ja ah emohl zu meiner Tocht'r, die nāhm sichs übel, wānn 'r nett emohl hiekomme wārt; Gustel, weiß nār ne gunge Better emohl ihr Gütl,“ saht der Baur. Natirlich dieselbe freindliche Aufnahme un, 's war nett ze gelahm, dieselbe freindliche Cilodung, tichtig zuzelange! De gunge Fraa hat zum Gaudium dar zwä Paul'n Brot, Butt'r un Bier aufgetrong! 's hätt nett viel gefahlt, dr Nedde hätt mit'n Lach'n rausgeplatzt. Zun Gelick gobs nett ah noch Konia; dann 's wurne schüh ganz warm in Kopp.

Do 's schüh dammrig drauß'n war, un dr Onf'l Moritz se eigelod'n hat, heute nacht beine ze bleim, su besuch't'n se nār noch änn Bett'r, dar geleich in Nach'rgehöft wuhnet, un dar ahm vun Fald reigefahrn kam. Se lud ne ei, heit ohmst ewing zun Onf'l Moritz ze kumme, se wellt'n gar nett arst eifeh'n.

„Nu“ saht dar Bauer, „dos wār doch kah Besuch, do sell'tn se nār wānigst'ns emohl miet nei in de Schtub gieh un e Gelas'l Konia trink'n. Nu konnt'n sich die zwä Freind ober aimm'r halt'n, se hohm harzlich lach'n müß'n un saht'n, 'r sollt nār schinn Dank hohm, obr se hätt'n namlich schüh änn ahstännig Rausch un se wellt'n sich doch heit ohmd noch ewing fröhlich unnrhalt'n. Dr Bett'r market wuhl, daß se abgeheitert warn un ließ 's dobei bewend'n, heit noch ewing zun Bett'r Moritz ze kumme. 's war nār gut, daß de Leit schüh Licht abgezündt hatt'n; finst wir e mancher gelacht hohm, wie die zwä egehänke't'n Freind off dr Schtroß emohl rüb'r un emohl nüber wanketn. Se warn früh, als se bānn altn Onf'l off'n Sofa soß'n. Nooch un nooch kame alle Bettern.“

De ganze Schtub war vull un esuviel is bānn Moritz lang nett gelacht wurn, wie an dann Ohmd. Früh gobs wied'r änn harzling Abschied mit der Cilodung, راحت ball wied'r ze kumme.

Se wullt'n noochmittig in Pfarrhaus eitress'n; nu hieß tüchtig marschiern, un wānn emohl de Füß nimm'r mietmach'n wollt'n, do fing dr Ahne vun gestring Tog ah un se muß'tn esuviel lach'n, daß se geleich e große Schtreck wied'r virwarts kame.

Wie se noch e gute Schtund bis zun Schtadl ze laß'n hatt'n, saht dr Nedde Paul: „Wānn mr nār in dānn schwern Zeit'n, wus de Pastern doppelt schwer hohm, nett mit leern Händ'n kumme müßt'n, wuh mr anoch zwā Mann sei!“ Un wie dr Blich schoß ne e Gedank durch sänn Kopp, weil se gerod über e Höh off änn Faldweg gienge, wuh sich rechts un links e groß Urdepp'fald hiezug.

„Wāste, wos mr ihe mach'n? Mir filln männ Ruckack mit „Arb'rn“ aus dann Alder, nār daß mr e Geschenk für unn'r Uebernacht'n mietbränge,“ saht dr Nedde.

Dr Dänhardt gob ne zr Antwort: „In e Pfarrhaus wellst Du geschtuhlene Arbrn mietbränge? Zeh mach' dr kahne miet raus!“

„Dos war iech schüh salb'r v'rjornig un Du schtellst dich do nauf off die Ahöh un pakt auf, daß kah Bauer mich drwischt. Wos Dei Bemarking mit ne „geschtuhlene Arbr'n“ ahslangt, do gab iech Dir die Antwort: Zeh mach's doch nett aus Mutwill'n; dānn hätt'n mr noch e paar Kreiz'r in dr Tasch, kunn't mr e ann'r Geschenk laß'n.“

(Fortsetzung folgt.)



Sei nicht eitel und stolz.

Marianne, ein Mädchen, wohlgebildet und reich, saß neben Theresen, einem armen Mädchen, das keine angenehme Gesichtsbildung hatte und auch in ihrer Kleidung dürftig war. Diese Nachbarin war ihr gar nicht recht. Sie sah sie kaum an, bot ihr keinen guten Morgen, redete kein Wort mit ihr, sondern sah nur auf ihre eigenen schönen Kleider. Das arme Mädchen fühlte diese Verachtung und weinte sehr.

Das bemerkte der Lehrer und ließ sich die Ursache erzählen. Er war sehr unwillig auf die eitle Marianne. Wie würde es dir denn sein, sprach er, wenn du diese Theresen wärst? Du könntest es auch nicht ändern, wenn dich Gott von solchen armen Eltern hätte lassen geboren werden. Du bist einfältig, bei aller deiner vermeinten Klugheit; Kleider und Geld machen den Menschen nicht besser, als er an sich ist.

Jetzt wurde die fleißige Theresen weiter hinauf gesetzt, zu einer gutgesinnten Nachbarin, welche sehr freundlich mit ihr umging.

Gott machet arm, er machet reich;
Doch vor ihm sind wir alle gleich.

HUMOR DER WOCHE

Porträt. Henner, der bekannte Pariser Porträtmaler, fand eine gute Antwort, als der Gatte einer von ihm porträtierten Frau sich beklagt: „Das Bild ähnelt meiner Frau überhaupt nicht. Ich habe das Porträt meiner Frau bestellt,“ — worauf Henner entgegnete: „Wenn Sie auch nicht das Bild Ihrer Frau haben, so haben Sie doch auf alle Fälle einen guten Henner.“

Verantwortlichkeitsgefühl. Warum hast du beim Schneider so sehr auf den Preis für deinen Wintermantel gedrückt? Du zahlst ja, aufrichtig gesagt, deinen Kleiderlieferanten niemals. — „Gewiß, lieber Freund, aber ich wollte nicht, daß der Ärmste zuviel verlieren soll.“

Künstlerlos. Emma trifft ihre Freundin Pauline. — „Nu, wie gefällst du denn in deiner neuen Stelle bei dem Kapellmeister?“ — „Gott, wie das bei Künstlern so ist. Geld hab ich noch viel. Da spielen manchmal sogar zwei auf einem Klavier.“

Das Fremdwort. Max Bauer gibt im Saal des Leipziger Konservatoriums einen Klavierabend. Da steht eine Frau an der Straßenbahnhaltestelle und fragt den Schaffner: „Fährst du die Bahn hier nach'n Grehmadohrijum, wo heide ahmd das Gonndzärd is?“

Treue. „Sagen Sie mal, ist Ihre Köchin treu?“ — „O, ja. Die sechs Wochen, die sie bei mir ist, hat sie immer denselben Schatz.“

Der kleine Grübler. Kurt: „Mama, ich glaube doch nicht, daß du alles besser weißt, als ich.“ — Mutter: „Doch, doch, mein Junge. Ich bin ja auch viel älter als du.“ — Kurt: „Na, dann sag mir einmal fünf aufeinanderfolgende Tage, in denen kein „a“ vorkommt.“ — Mutter: „Die gibt's ja gar nicht, mein Junge!“ — Kurt: „Doch Mama: Vorgestern, gestern, heute, morgen und übermorgen. Siehst du, du weißt doch nicht alles besser als ich!“

Stimmt. Mark Twain war in der Kirche und geht mit dem Pfarrer nach Hause. — „Ihre Predigt war sehr schön,“ sagt Mark Twain. „Aber ich habe ein Buch, in dem steht sie drin. Jedes Wort.“ — Der Pfarrer ist doch ein bißchen beleidigt? daß man seine Urhebererschaft anzweifelt: „Können Sie mir das Buch zuschicken?“ — „Gern.“ — Und Mark Twain schickte ihm ein Wörterbuch.

Worte der Weisheit. Brunzli erzählt dem ollen Klappermann: „Jetzt schwimme ich ununterbrochen seit zehn Tagen im Strom der Feste. Stellen Sie sich vor: zehn Bälle hab' ich hinter mir ohne Pause. Zehn Nächte hintereinander habe ich wie verrückt getanzt, zehn Nächte hintereinander habe ich Sekt gekostet, zehnmal hintereinander bin ich jetzt um fünf Uhr morgens nach Hause gekommen.“ Der olle Klappermann staunte. Dann erging er sich in einer weisen Ueberlegung. „Ja, der Mensch ist doch wirklich das leistungsfähigste aller Geschöpfe. Ein Pferd z. B. würde sowas gar nicht machen können.“

Opfer des Berufs. Ein merkwürdiger Mensch, Ihr Freund! Ich bot ihm eine Zigarre an, und er sagte: „Drei Aschermittwoch Natron Kirgise Ellen.“ — Er hat gemeint: „Danke Ihnen!“ Sie dürfen nur die ersten und die letzten Buchstaben nehmen. Der Mann ist nämlich Silbenrätselredakteur.

Masken. „Mensch, Freund und Gönner, du mußt mir unbedingt für heute abend fuffzig Mark pumpen.“ — „Ausgeschlossen!“ — „Na, dann zehn! Aber die brauche ich mindestens, um dem Charakter meiner Maske gerecht zu werden.“ — „Als was gehst du denn?“ — „Als indischer Nabob.“

Ein Barbier war Zahntechniker geworden. Acht Wochen lang hatte er zu diesem Zweck einem Kursus beiwohnen müssen. Die neue Würde war ihm in die Krone gefahren, wie man zu sagen pflegt, und er benutzte jede nur mögliche Gelegenheit zu folgendem Ausspruch: „Wü fünd je nu hier mit dree Dokters.“ Und meinte damit außer sich selbst die beiden Ärzte im Kirchdorf.

Als ihm nun auch noch die Würde eines königlichen Trichinenbeschauers verliehen wurde, kannte sein Stolz keine Grenzen mehr, und die Leute fingen an, sich darüber zu belustigen. Eines Nachts wurde der „Herr Doktor“ aus dem Bette geklingelt. Als er das Fenster öffnete, um zu erfahren, was es gäbe, rief jemand von unten herauf: „Doktor, kumm gau her! Dor liggt een groten Trichinen in dinen Münnsteen!“

Man hatte ihm einen Betrunknen, selig Schlafenden vor die Haustür gelegt.